

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 176.

Freitag, den 31. Juli

1925.

### Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Otto Berndt.

(Nachdruck verboten.)

Er nahm seinen Hut, ging zur Tür, da rief Bamberger ihn zurück: „Telegraphieren Sie lieber wegen der Lokomotiven, besser ist besser, Ihr Bewerbungsschreiben können Sie ja langsam hinterher schicken.“

„Ich sende beides morgen früh mit der Flugpost.“

Zöllner ging wie ein Träumender aus dem Hause seines Chefs. Er wagte nicht, an das ungeheure Glück zu glauben, das ihm in den Schoß fallen sollte. Eine selbständige, große Stellung, ein Gehalt, das fünfmal so hoch war wie sein jetziges, und — sein Herz begann unwillkürlich zu klopfen — und Maria Leczinska, die kleine, reizende, pikante Maria Leczinska, die ihn liebte, zur Sekretärin. — Das war zuviel des Glückes, und doch —?

Und wenn es nichts wurde, dann hatte dieser Zufall ihm wenigstens die Möglichkeit gegeben, seiner jetzigen Firma einen großen, neuen Dienst zu erweisen. Auch das dankte er Maria Leczinska!

„Kleine, liebe Maria!“

Wie im Rausch kehrte Gerhard Zöllner in seine Junggesellenwohnung zurück.

#### Viertes Kapitel.

Senator Hinrichsen hatte einen furchtbaren Sonntag verbracht. Zehnmal war er auf dem Sprunge gewesen, nach dem Gebäude der Hanseatischen Eisen-Export-Co. hinüberzulaufen, und ebenso oft hatte er es unterlassen. Er konnte ja nicht einmal hinein, denn den einen Schlüssel hatte der alte Schottmeister, den anderen in Vertretung van Zoomens Fräulein Leczinska, deren Privatwohnungen er nicht kannte; im Adressbuch fanden sie auch nicht, da beide ja unverheiratet waren und in Pensionaten wohnten. Auch bei dem Hauptkassierer der Reichsbank hatte er dreimal, zuletzt spät in der Nacht, vergeblich antelephoniert. Endlich, endlich wurde es Montag. Um 9 Uhr wurde die Reichsbank geöffnet. Schon eine halbe Stunde vorher lief der Senator nervös vor dem Portal auf und ab und mußte alle Energie zusammennehmen, um sich den vorübergehenden Bekannten nicht zu verraten. Als Erster stürmte er dann hinein und fand den Hauptkassierer noch im Begriff, Mantel und Hut abzulegen.

„Herr Senator, was gibt es so eilig?“

„Ich muß Sie im Augenblick allein sprechen!“

„Bitte, treten Sie ein.“

Dem Senator klopfte das Herz, wie nie seit langen Jahren: „Am Freitag hat doch Herr Direktor van Zoomen eine große Summe für die Hanseatische Eisen-Export-Co. deponiert?“

Der Kassierer machte ein erstauntes Gesicht. „Deponiert? Im Gegenteil: Herr Direktor van Zoomen war am Freitagmittag allerdings hier, aber er hat nur sein ganzes Privatguthaben — warten Sie einmal — ja, wohl, fünfundsechzigtausend Mark, abgehoben und mir erzählt, er wolle sich für seine Urlaubsreise eine große

Segeljacht kaufen. — Aber um Gottes willen, Herr Senator — wie sehen Sie aus — Sie sind weiß wie die Wand?“

Der Senator lachte: „Er — hat — nichts deponiert?“

„Aber wirklich, nein!“

„Vielleicht im Tresorfach der Firma?“

„Dort war er allerdings, ich werde den Herrn Kollegen bitten.“

Während der Beamte den Tresorenprokuristen herbeirief, saß der Senator, von kaltem Schweiß übergossen, auf seinem Stuhl; dann kamen die Herren zurück.

„Herr van Zoomen hat am Freitag nur sein persönliches Tresorfach verlangt. Er hat den Inhalt desselben herausgenommen und mir erklärt, daß er das Fach nicht mehr benötige.“

Der Senator sprang verzweifelt auf: „Dann hat er das Geld unterschlagen!“

„Aber, Herr Senator — Direktor van Zoomen?“

„Meine Herren, es waren mehrere Millionen — Direktor van Zoomen hat sie am Freitag, vor Antritt seines Urlaubs, von unserem Kassierer gegen Quittung übernommen mit der Angabe, daß er sie sofort zur Reichsbank bringen wolle. Dann hat er hier, anstatt die Summe zu deponieren, sein eigenes Geld abgehoben — am Samstag hat er auf einer Segeljacht Holland verlassen und uns mitgeteilt, daß er nicht mehr zurückkehrt.“

„Unfassbar, auf den Mann hätte ich Felsen gebaut!“

„Und wie raffiniert! — Samstag konnte die Quittung erst in unserer Hand sein, es war selbstverständlich, daß wir vor Samstagmittag keinen Verdacht schöpften, und nun hat er zwei volle Tage Vorsprung! — Meine Herren — ich muß augenblicklich zur Kriminalpolizei.“

Er eilte nach seinem Auto und fuhr zunächst in das Geschäftshaus, wo Fräulein Leczinska ihn mit vergnügtem Gesicht erwartete: „Gute Nachricht, Herr Senator, wir bekommen die Lokomotiven zurück!“

Der Senator warf sich gebrochen in einen Sessel. „Wir können sie nicht mehr gebrauchen, — wir können sie nicht mehr bezahlen — Direktor van Zoomen hat das ganze Geld unterschlagen!“

„Nicht möglich —!“

Maria Leczinska hatte es gellend geschrien, sie war kreideweiß, sie zitterte, und ihre Augen starrten den Senator mit dem Ausdruck des Entsetzens an.

Der Senator nickte und sagte traurig in warmem Ton: „Nicht wahr, liebes Kind, das haben Sie nicht für möglich gehalten? Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtige Anteilnahme.“

Ihre Stimme bebte: „Nein, Herr Senator, das hätte ich nicht für möglich gehalten! Und wenn Maria Leczinska je in ihrem Leben ein wahres Wort gesprochen hat, so war es dieses.“

Der Senator sagte mit matter Stimme: „Bitte, Fräulein Leczinska, veranlassen Sie, daß Herr Krims

nalkommissar Hillebrecht sofort um seinen Besuch gebeten wird."

Sie ging in die Telephonzentrale hinüber und kam nach wenigen Minuten zurück. Währenddessen hatte sich der Senator gefaßt. „Wir müssen den Kopf hochhalten, denn unter allen Umständen muß die Firma erhalten bleiben; wir werden schon mit Aufbietung meines Privatkredits einen Ausweg finden. Die Eisen-Export-Co. ist ja ein gesundes Unternehmen und das unterschlagene Geld nicht verloren. Die ganze internationale Polizei muß aufgeboten werden. Entweder hat er es mit auf der Nacht, dann muß er ja irgendwo landen, oder er hat es in Holland deponiert — um so besser.“ — „Aha, das ist ein gesundes Unternehmen, Donnerwetter — die Zeugnisse sind glänzend. Und die Empfehlung von Bamberger klingt direkt freundschaftlich. Es ist das einzig Richtige, den Herrn sofort uns zu verpflichten. Dann brauchen wir nach außenhin lediglich den Wechsel in der Person unseres Direktors mitzuteilen, und Zöllner hat als unser Beamter selbst ein Interesse und durch sein freundschaftliches Verhältnis zu Bamberger vielleicht auch die Möglichkeit, uns günstigere Bedingungen bei der Rückgabe des Geldes zu verschaffen. Bitte, telegraphieren Sie, daß ich morgen um meine persönliche Vorstellung bitte.“

Maria Leczinska nickte, dann sagte sie, während ein leichtes Rot über ihre Wangen huschte: „Herr Senator —“

„Nun —“

„Wir haben einige schwierige Besprechungen mit der Vulkanwerft in Stettin, die Herr van Zoomen noch eingeleitet hat. Würden Sie mir vielleicht gestatten, morgen selbst nach Stettin zu fahren?“

Der Senator sah sie an und lächelte: „Sie wollen Herrn Zöllner aus dem Wege gehen?“

„Ganz recht, Herr Senator, und Sie werden mich verstehen. Ich habe ihn damals in der Eisenbahn kennen gelernt, ich habe jetzt an ihn geschrieben, wenn auch in Ihrem Auftrag, und so muß er glauben, daß ich an seiner Berufung schuld bin. Herrgott, ich weiß, daß ich nicht häßlich bin, und Herr Zöllner ist unverheiratet. Ich möchte gern meine Stellung hier behalten und dafür sorgen, daß von vornherein meine Person bei den weiteren Verhandlungen vollkommen ausschaltet. Sollte Herr Zöllner sich irgendwelche Raupen in den Kopf setzen, die von meiner Seite in keiner Weise unterstützt oder gerechtfertigt werden, so würde dies meine zukünftige Stellung als Direktionssekretärin erschweren. Ich bitte Sie daher, mich morgen nach Stettin reisen zu lassen und nach Möglichkeit Herrn Zöllner zu überzeugen, daß mein Interesse an seiner Person nur ein rein geschäftliches ist und selbstverständlich niemals ein anderes werden kann. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich wirklich nicht den Ehrgeiz habe, Frau Direktor Zöllner zu werden.“

Der Senator freute und wunderte sich zugleich, denn in ihrer Stimme lag nicht nur ruhige Kühle, sondern ein gewisser hochmütiger Stolz, als sei es für sie, die einfache Sekretärin, eine hochmütige Herablassung, die Frau des neuen Generaldirektors zu werden. „Ich freue mich wirklich, Liebes Fräulein Leczinska, über Ihre nüchterne und geschäftstüchtige Denkart; denn ich hatte in der Tat und mit Bedauern —“

Sie sah ihn treuherzig an: „Aber nicht wahr, jetzt sind Sie überzeugt?“

„Vollkommen, Fräulein Leczinska. Wann werden Sie aus Stettin wieder zurück sein?“

„Übermorgen früh.“

Der Senator gab ihr die Erlaubnis um so lieber, als er selbst fühlte, daß sein Herz immer jugendlicher pochte, wenn er in die Augen der schönen Sekretärin sah. Polizeikommissar Hillebrecht trat ein und ließ sich mit großer Aufmerksamkeit den Fall erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Ehering.

Von Hanna Ribeaucourt.

Der Ehering, dieser schlichte und doch so bedeutungsvolle Goldreif, ist wohl das wichtigste, das unentbehrlichste Requisite eines jeden Ehebundes. Die jungen Eheleute von heute haben ja auf so vieles verzichtet gelernt. So gilt es jetzt nur noch als seltener Glücksfall, wenn das junge Paar gleich in die eigene Wohnung einziehen kann. Es ist leider zur Regel geworden, daß man sich erst einige Jahre mit Zimmervermieterinnen oder gar mit den lieben Schwiegereltern herumschlagen muß, ehe man im eigenen Neste zur Ruhe kommt. Auch die vollständige Wäsche- oder gar Möbelsteuer, die früher zu den Selbstverständlichkeiten gehörte, bleibt heutzutage sehr häufig nur ein schöner Traum. So frug mich neulich eine Bekannte, die sich mit Heiratsabsichten trägt, eine junge Lehrerin, ob sie bei mir ihre Aussteuer nähen könne. Ich sagte zu und machte mich auf einen mindestens achtwöchigen Besuch gefaßt. Aber die Sache war gar nicht so schlimm. In anderthalb Tagen war die ganze Aussteuer fertig. „Zwei Paar Hemdhoen“, so meinte die unternehmungslustige junge Dame, „sind reichlich genug. Mein Fritz will ja nicht meine Aussteuer, sondern meine Persönlichkeit heiraten.“ Natürlich geht es auch so. Je aröher die Schwierigkeiten, um so lustiger wird drauf los geheiratet. Aber nie verzichtet das junge Paar auf den gemeinamen Gang zum Goldschmied, um sich die Trauringe zu taufen.

Der Ehering hat eine alte und gar nicht so uninteressante Geschichte. Seine Form und die Art, wie und wo er getragen wird, aber auch seine Symbolik haben im Laufe der Jahrhunderte viele Wandlungen erlebt. Der Brauch, zu Verlobung und Hochzeit einen Ring zu schenken, hat wohl im alten Judentum seinen Ursprung. Dort war es Sitte, einen wichtigen Vertrag, einen Kauf zum Beispiel, durch das Beschießen eines kleinen Geldstückes zu bekräftigen. Zum Geschenk wurde oft ein Ring gewählt. Nun war ja bei den alten Völkern die Ehe meist nichts anderes als ein regelrechter Kaufvertrag. Und dem glücklichen Ehemann war es weniger um die liebende Gemahlin als um den Erwerb einer tüchtigen Arbeitskraft zu tun, die natürlich ihren ieweiligen Marktwert hatte. Welch grundverkehrte Welt, in der wir leben! Mühte früher der Mann ordentlich blechen, wenn er eine Frau haben wollte, so bekommt er heute, wenn er nur vorsichtig genug in der Wahl seiner Schwiegereltern ist, nicht nur die Frau umsonst, sondern noch ein gut Stück Geld dazu. Doch zurück zum eigentlichen Thema. Der Ring, der anfangs nur zur Befestigung des Ehevertrages gegeben wurde, bildete später, nachdem er aus wertvollem Material, aus Gold und Edelstein, gefertigt war, einen Teil des Kaufpreises selbst, den man an den Herrn Schwiegermama zu zahlen hatte.

Bleibt die Urbeimut des Eherings auch im alten Ägypten zu suchen. Dort kannte man das sog. Ringgeld, lange bevor die Münzen eingeführt waren. Es war nun Sitte, dieses Ringgeld der Braut auf den Finger zu stecken, damit sie wisse, daß sie mit dem Reichtum des Gatten beschenkt sei. Dieses Symbol hat sich in manchen Ländern bis auf unsere Tage erhalten. So ist in England noch heute die folgende Trauformel üblich: „Mit all meinen weltlichen Gütern beschenke ich dich!“

Einen tieferen Sinn hatte schon von jeher die Wahl des sog. Ringfingers. Das war durchaus nicht immer der vierte Finger, der heute wohl allgemein die Ehre hat, den Ehering tragen zu dürfen. Während der Renaissance wurde der Trauring merkwürdigerweise auf dem Daumen getragen. Bei den Römern war der Mittelfinger als Ringfinger bevorzugt. Ebenso trug man auch in Frankreich in früheren Jahrhunderten den Ehering auf dem dritten Finger, den Verlobungsring allerdings auf dem Zeigefinger.

Was die Wahl des Ringfingers so wichtig machte, das war der Glaube, daß von ihm ein bedeutsamer Nerv oder eine Ader unmittelbar zum Herzen führe. Wenn man den Ring nur am rechten Finger trage, so meinte man, müsse das Herz schon ganz von selbst die richtigen Gefühle haben. Ringe fesseln, so heißt es noch heute im Volksmund. Und die runde Form des Ringes war ja zu allen Zeiten ein Symbol der Ewigkeit und damit auch der Beständigkeit in der Liebe.

Der Ehering hatte in früheren Zeiten, wie gesagt, alle möglichen Formen und Größen. Meist war er reich geschmückt. Der schlichte Goldreif hat sich erst im 18. Jahrhundert, allgemein durchgesetzt. Die Eheringe zur Zeit des römischen Kaiserreiches nannte man Schlüsselringe. Sie waren aus allen möglichen Materialien gefertigt, aus Gold, Silber, Elfenbein oder Eisen, je nach Stand und Reichtum. Das wesentlichste an ihnen war ein kleiner Schlüssel zum Zeichen dafür, daß die Trägerin, die Frau des Hauses, die Schlüsselgewalt innehatte. Der Schlüsselring wurde später von den alten Sachsen übernommen. Das besagt die folgende Formel, die der Schwiegervater am Hochzeitstag zu sprechen hatte: „Ich gebe dir meine Tochter, daß sie deine Ehre und dein Weib sei, und daß sie deine Schlüssel empfangen.“

In dem sonst so konservativen England ist man neuerdings bestrebt, auch den Ehering den Gebräuchen der Mode zu unterwerfen. Bisher war es ein strenges, wenn auch ungeschriebenes Gesetz, daß der Trauring bei arm und reich die gleiche Form habe. Höchstens, daß man sich durch aröhere Dicke oder Breite einen kleinen Luxus erlaubte. Nun wird von Damen, die es sich leisten können, versucht, einen mit

kleinen Diamanten besetzten Trauring durchzusetzen. Als Protest gegen diese allzu kostspielige Mode haben sich nun andere englische Brautpaare verschworen, überhaupt auf den Ehering zu verzichten, ein Beispiel, das allerdings noch nicht viel Nachahmung gefunden hat. Recht häufig sieht man aber schon den Ehering aus Platin, der natürlich, wegen der größeren Haltbarkeit des Materials, entsprechend schmaler und dünner ist. Sehr viel schöner als diese mondanen Formen des Eherings ist aber der Claddagh-Ring, so genannt nach der Gegend, in der er früher viel getragen wurde. Dieser Ring besteht aus zwei Händen, die ein Herz fest umflämmert halten, gewiß ein wundervolles Symbol. In den englischen Fischerdörfern, in denen der Claddagh-Ring früher in Gebrauch war, gibt es als Familienerbteil von Generation zu Generation. Feierte die älteste Tochter des Hauses Hochzeit, dann erhielt sie von der Mutter den Familientrauring. Viele solcher Ringe sind jahrhundertelange bei den Hochzeiten einer Familie benutzt worden.

So mancher Ehering könnte von merkwürdigen Schicksalen erzählen. Am meisten vielleicht derjenige, der weniger am Finger als — in der Westentasche getragen wird. Das ist nämlich die allerneueste Ringmode. Die Westentasche ist allerdings ein etwas gefährlicher Aufenthalt, denn allzuleicht verlegt der kleine Ring von dort auf Kimmwiedersehen verloren zu gehen. Solch ein Verlust ist natürlich von großem Einfluß auf das Glück der betreffenden Ehe. Das bekam auch der biedere Bürger einer süddeutschen Stadt zu spüren, dem solches Unglück widerfuhr, obwohl er beteuerte, seinen Ring auf ganz natürliche Weise, vom Finger, verloren zu haben. Wie der Ring verloren ging, weiß kein Mensch. Aber irgendwie und irgendwo muß der Goldreif in einen Haufen Mist geraten und im Herbst als Düng eingearbeitet worden sein. Im Frühjahr darauf erntete ein Gemüsegärtner jedenfalls eine Möhre, die sich auf geheimnisvolle Weise mit einem richtiggehenden Ehering geschmückt hatte. Der Gärtner brachte die sonderbare Pflanze zum Hundebureau, das durch das Ständesamt an Hand des Datums und der Initialen des Ringes den rechtmäßigen Besitzer auch richtig feststellen konnte. Und mit dem gefundenen Ring war auch der eheliche Friede wieder in das Haus des unglücklichen Ringverlierers eingelehrt.

## Die heimtückische Brieftasche.

Von Peter Mon.

Der Expreskau nach Zürich hatte zwölf Minuten Aufenthalt. Die auf dem Bahnsteige wartenden Reisenden drängten nach den geöffneten Abteiltüren, um sich für die lange Fahrt einen Platz zu sichern.

Wir wissen ja, wie das so zugeht. Aber von dem Gedränge zu reden, ist nicht unwesentlich, denn mitten im Trubel geschah der Diebstahl, der Herrn Emil Wasserträger keine zuchtene Brieftasche kostete.

Zugeneben, Herr Wasserträger war leichtsinig gewesen. Er reiste doch oft genug, um zu wissen, daß die Gürtel der Gauner im Bahnhofgetriebe noch immer ihr bestes Arbeitsfeld finden. Die goldene Uhr mit Kette hatte er allerdings in der linken Hosentasche verstaubt und seiner Frau noch kurz vor Einlaufen des Zuges ans Herz gelegt, daß sie immer hinter ihm hergehen und aufpassen sollte. Die kleine, dicke Frau Wasserträger nickte nur und schnaupte vor Hitze.

Sie würde schon aufpassen.

Herr Wasserträger hatte in jeder Hand einen schweren Koffer (das grobe Gepäck schätzte er nicht, da es so leicht verloren gehen konnte), hatte zwei Stöcke und drei Schirme unter der Achsel, seinen Regen- und Gummimantel über der Schulter. Aber den Kopf trug er weit offen, und an der rechten Brustseite wölbte sich mit scharfen Konturen seine dicke Brieftasche.

Es mußte auch einem auffallen, der nicht darauf ausging, den sieben Mitmenschen das Bargeld zu stehlen.

Und richtig. Herr Wasserträger war rasch von sachkundiger Seite aus Korn genommen, wie ein Stück Wild an der Waagentür eingetrefft, und als er sich erregt und rücksichtslos in die Abteiltüre vordrängen wollte, bedrängt. Er merkte es in der Hitze des Wortwechsels mit zwei Herren nicht einmal, mit welchem Schwunge seine Brieftasche den Besitzer gewechselt hatte.

Wie es aber der Zufall manchmal will. Der Vorgang war doch nicht ganz unbeobachtet geblieben. Gerade hatte sich der Herr Wasserträger auf den letzten freien Platz eines Abteils zweiter Klasse niedergelassen, um auf seine Frau zu warten, als ein junger Herr sich ihm näherte und ihn flüsternd fragte, ob er nichts vermisse.

Als wie ich! dachte Herr Wasserträger überlegen. Die Uhr war in der Hosentasche schwer verankert, wie es sich für eine Unteruhr gehört.

Vielleicht die Brieftasche? Ach ja. . .

Was haben

Also die Brieftasche war verschwunden.

Dort der schlante Herr auf dem Bahnsteig. Wenn Sie sich beeilen. . . Herr Wasserträger vergaß den Dank, so erschüttert war er. Und mit einem Hechtstake schoß er an seiner Frau vorbei, raus aus dem Wagen.

In seiner Brieftasche stakten die beiden Fahrkarten nach Zürich, befanden sich allerlei Papiere. Die Bässe. Die atoken Geldscheine hatte Herr Wasserträger, vorsichtig, wie er war,

in einer anderen Körpergegend versteckt. Er ließ den schlanten Herrn, der ihm bezeichnet worden war, nicht aus den Augen, folgte ihm wie ein Siouxindianer auf dem Schleifwade, benutzte jede Deckung hinter dem Publikum.

Der Dieb war entweder ahnungslos, daß er erkannt worden war, oder grenzenlos leichtsinig.

Ein wenig abseits stehend hielt er Herrn Wasserträgers grünlichgrüne Brieftasche in der Hand und untersuchte ihren Inhalt.

Herr Wasserträger lachte höhnisch auf. Swansia Schritts entfernt stand ein Schuttmann. Best konnte ihm der Dieb nicht mehr entweichen.

Wasserträger fauchte vor Entrüstung.

Herr, wollen Sie mir vielleicht erklären, wie Sie an der Unverschämtheit kommen, mir meine Brieftasche . . . mitten im Gedränge . . .

Der schlante Herr musterte ihn mit einem kühlen Blick.

„Sie waren mehr als unvorsichtig, Herr Wasserträger.“

„Geben Sie mir sofort meine Brieftasche wieder, Sie . . . sonst . . .“ Herr Wasserträger tat so, als ob er Gnade walten lassen wollte, aber er war fest entschlossen, sobald er sein Eigentum wieder hatte, den Schuttmann zu rufen.

„Der Inhalt Ihrer Brieftasche hat mich interessiert, Herr Wasserträger. Sie haben Eile. Hier sind Ihre Bässe und die Billets. Sie reisen wohl mit Ihrer lieben Gattin. Ein gutes Abbild von ihr. Sehr schön . . .“

„Allerdings reise ich mit meiner Gattin. Allerdings wünsche ich meine Bässe und meine Billets wiederzubekommen. Ich möchte aber auch meine anderen Sachen zurück.“

„Da müßte ich doch erst mal mit Ihrer Frau sprechen. Oder können Sie mir eine vernünftige Erklärung geben, wozu die junge Dame ist, deren Photographie Sie gleichfalls, sogar in einer Geheimtasche, bei sich haben. Eine hübsche, junge Dame. Sehr kokett. Ein wundervolles Blond. Wenn es echt ist. Aber was ist heute überhaupt echt.“

„Herr . . . hören Sie mal . . . Das ist doch . . .“

„Ich habe Zeit, Herr Wasserträger, aber für Sie bleiben noch vier Minuten. Sie haben eine Geliebte, denn Ihre Tochter kann die Dame unmöglich sein. Wenn man Sie ansieht und dann die Bilder. . . Nein. Auch mit Ihrer etwas forpulenten Gattin wäre keine Ähnlichkeit zu finden. Nun?“

„Herr . . . Diese junge Dame . . .“

„Vielleicht machen Sie mich rasch mit Ihrer Gattin bekannt. Oder wenn Sie den Schuttmann rufen wollen. Ich warne Sie. Es gibt einen Skandal. . . Sie sollten sich übrigens wirklich schämen, solche Heimlichkeiten, Wut Teufel, Herr Wasserträger!“

Der Bestohlene schnappte nach Luft.

„Was wollen Sie denn von mir?“

„Oh, außer dieser Kleinigkeit enthält mit Ihre Brieftasche zu wenig Geld. Die paar Scheine. . . Damit können Sie kaum bis zur Grenze. Wo haben Sie die ausländischen Banknoten? Sie werden doch nicht so leichtsinig sein, ohne Geld zu reisen.“

„Sie sind ja ein unaussprechlicher Kerl!“

„Sie leben mit danach aus, daß Sie einen Brustbeutel tragen. Wer Trägerhemden bevorzugt, hat auch einen Brustbeutel.“

„Wieviel?“

„Geben Sie mir 500 Franken. Meine Zeit ist auch kostbar. Und nicht immer findet man die Souren verbotener Abenteuer. In Ihrem Alter könnte man endlich vernünftig sein!“

Herr Wasserträger antwortete nicht.

Noch zwei Minuten Herr.

Der Schuttmann war inzwischen aufmerksam geworden und näherte sich den beiden, umtreifte sie misstrauisch. Aber er war gleich wieder beruhigt.

Der kleine, dicke Herr öffnete seine Weite und das Hemd, zog einen Lederbeutel heraus und entblätterte fünf hundert Franknoten.

Der schlante Herr ärgerte sich, als er das dicke Bündel Banknoten sah. „Wenn ich gewußt hätte, daß Sie soviel Geld mitnehmen, hätte ich mehr verlangt.“

Höllisch gab er die Brieftasche zurück, steckte das Geld ein.

„Recht glückliche Reise, Herr Wasserträger.“

Der Bestohlene erreichte gerade noch die Abteiltür, als sich der Expres in Bewegung setzte.

„Was war denn nur los, Emil? Der junge Herr dort sagte, man hätte dir die Brieftasche gestohlen.“

„Solch ein Unfug!“ fauchte Herr Wasserträger. „Ich werde mich gerade bestehen lassen.“

„Aber, wenn es doch . . .“

„Hier ist die Brieftasche, wenn du's nicht glaubst.“

„Gott sei Dank, Emil. Ich hatte schon gedacht, wir könnten nun nicht weiterreisen.“

„Was Ihr Frauen für Einfälle haben!“

Herr Wasserträger ließ seine Frau einige Minuten allein. Er wollte sich endlich auch einen Platz suchen. Aber er öffnete, als er unbeobachtet war, nur das Fenster im Gang, so daß aller Harmlosigkeit, als hätte er einen Knäuel Butterbrotpapier fortzuwerfen.

In kleinen, vieredigen Fehlen klatterten drei zerrissene Photos davon, von einer jungen, isländblonden Dame. Aus der Geheimtasche.

## Gedenktage im August.

1. 1915: Einnahme von Mitau.
2. 1815: Adolf Friedrich Graf von Schack in Bräsewitz (Westb.) geb.
- 2./5. 1915: Belagerung der Festung Zwangorod.
3. 1810: Gründung der Universität Berlin. — 1875: Theodor Mommsen erklärt sich als Rektor der Universität gegen den Krieg.
4. 1860: Knut Hamjun in Loni geb. — 1875: Der Märchenbildner Hans Christian Andersen in Kopenhagen †.
5. 1850: Henri René Albert Guy de Maupassant auf Schloss Miromesnil in der Normandie geb.
- 6./17. 1915: Eroberung von Rowo-Georgiewsk (Modlin).
- 6./20. 1915: Eroberung von Nowo-Georgiewsk (Modlin).
7. 1870: Gustav Krupp von Bohlen und Halbach im Haag geb.
9. 1905: Beginn der japanisch-russischen Friedensverhandlungen in Portsmouth. — 1915: Einsatz in Warschau.
15. 1740: Matthias Claudius in Reinsfeld (Holsi.) geb.
16. 1795: Heinrich Marschner in Zittau geb. — 1875: Enthüllung des Hermann-Denkmals im Teutoburger Wald.
- 16./28. 1915: Einschließung und Einnahme von Brest-Litowsk.
17. 1875: William Heinrich Immanuel Bleek. Sprachforscher. in Kapstadt †.
18. 1850: Honoré de Balzac †.
19. 1905: Verkündigung der russischen Verfassung.
22. 1850: Nikolaus Lenau †.
25. 1900: Friedrich Nietzsche in Weimar †.
27. 1740: Georg Wilhelm Friedrich Hegel in Stuttgart geb.
28. 1845: Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes, †.
30. 1855: O'Connor (Feargus) †.
31. 1895: Graf Zeppelin meldet sein starres Luftschiffsystem in Deutschland zum Patent an.

## Neue Bücher

\* Georg Asmussen: „Wegfucher“. Roman. (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig.) Es gibt Menschen, die erst durch Leid und Stürme des Schicksals stark und hellfichtig werden, ihren Lebensweg zu finden und zielbewußt zu beschreiten. Ein solcher Mensch ist Peter Tolk, der Bauernsohn, dessen Wesen etwas von der Verbtheit und Schwere seiner schleswigschen Heideheimat hat. Leidvoll ist der Weg, den das Schicksal ihm in der Jugend und in den Jahren der Reife vorsehnet. Sein Vater ist ein Grübler, der seinen kleinen Bauernhof über der Konstruktion phantastischer Maschinen vernachlässigt, verarmt, schuldbelastet, zum Betrüger wird und freiwillig ein Grab in der unergründlichen Tiefe des Moores findet. Des Sohnes nimmt sich ein Freund des Vaters an, Jan Harder, auch einer, der im Leben den Weg verloren hatte, um ihn erst im Alter in Entsaugung und stiller, selbstloser Arbeit wiederzufinden. Er ermöglicht es dem jungen Peter Tolk, seine Studien abzuschließen und als praktischer Arzt eine bescheidene Praxis in einem Landstädtchen zu gründen. Aber hier löst der junge Arzt mit seinen modernen Anschauungen über den erbitterten Widerstand der Kleinstädter. Es kommt zu Reibereien, zu Handgreiflichkeiten, zu einem Duell, bis es schließlich der junge Arzt, wie Dr. Stockhausen in „Jensens Volksfeind“, vorzieht, die Stadt zu verlassen. Aber jetzt hat er die Kraft und die Reife gewonnen, seinen Weg zu gehen, Hand in Hand mit einem feinen, stillen Mädchen, das an ihn glaubte, als alle ihn verließen. Die Charaktere sind mit feinstem psychologischen Verständnis scharf erfährt und klar und lebensvoll gezeichnet.

\* Erwin Gros: „Es geht eine dunkle Welt herein“. Eine Erzählung. (Oranien-Verlag, Verbhorn.) Was dem Buche den Titel gegeben hat, ist der Anfang eines Volksliedes aus dem Mittelalter. Und einem alten Volksliede gleicht das Buch selbst, so schwer und so süß singt es von Liebe und Treue, von Scheiden und Meiden, von Heldensinn und hohem Mute, von dunklem Schicksal und bitterem Sterben. Schlicht und tief ist seine Weise. Sie verhält nicht, wenn man das Buch aus der Hand legt.

\* John Galsworthy: „Der Patriarch“. Roman, autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schallt. (Paul Höltnay, Verlag, Wien.) Der repräsentativste Epitaph Englands hat mit diesem Werk ein lebensvolles und tief empfundenes Porträt, den großen englischen Gesellschaftsroman geschrieben.

\* Adamson: 60 Bildererzählungen von D. Jacobson mit einem Vorwort von Hase Fetterström. (Dr. Gosler u. Co., A.-G., Berlin.) Wer bist du? Du weißt es nicht. Glaub mir — bisweilen bist du, obgleich du es heute noch nicht weißt und doch schon morgen darüber lächeln wirst, Adamson. Die Tüden des Objekts springen dich in gleicher Weise wie bei Adamson an, machen dich zum Exzentriker des Lebens, bringen dich zur Verzweiflung, lassen dich selbst aufhaken, wenn du den feindlichen Elementen des Tages ein Schnippen geschlagen hast. Ein Kind skandinavischen Geblüts, ein Sohn von D. Jacobson, in England und Amerika längst bekannt, ist nun auch bei uns durch 60 Bildererzählungen

in dem schönsten Album vereinigt. Wenn man sich etwas näher mit diesem ultigen Buchchen beschäftigt, der so merkwürdig viele Ähnlichkeiten mit uns allen hat, geht einem langsam eine Offenbarung auf. Eines Morgens — die Sonne scheint so schön — stehen wir uns die geliebte Frühzigarre an. In demselben Augenblick, da wir ihren ersten Zug befehligen, fällt uns ein: der Arzt hat uns ja das Zigarrenrauchen strengstens verboten. Und loaslich werfen wir die Zigarre aus dem offenen Fenster. Und — da tut Adamson solche Tat leid. Er eilt die vier Treppen hinab. Er kommt, bei seiner erstaunlichen Eile, noch lustig in dem Augenblick auf der Straße unter seinem Fenster an, um die fortgeworfene Köstlichkeit wieder aufzufangen und sie lächelnd in den Mund zu stecken, in dem ich unterbrochenen Genuß weiter fortzufahren. Dies alles in vier Bildern, „Fester Vorlat“ überschrieben, ohne Zwischen- oder Untertexte. Man möchte sich ein Hemd anziehen. Man sucht Stundenlang nach einem Krugentopf. Ein Stuhl wackelt. Ein Füllfederhalter funktioniert nicht. Vor der Tür des Zahnarztes. Was macht man gegen Mäuse, gegen nächtlichen Rabenlärm, gegen Einbrecher, wie lernt man Radfahren, wie klebt man eine Karte, daß sie hält, auf den Brief, wie bringt man die entleerliche Wiederverkehr zum Schweigen — das sind so einige Fragen und Themen, die Adamson restlos einwandfrei beantwortet — daß man sich vor Lachen schüttelt. Wir empfinden uns plötzlich selbst als Exzentriker im exzentrischen Alltag, der uns überall Fuhangeln legt, der uns Feindschaften bereiten kann, an die wir noch gar nicht dachten.

\* Hanns Johst: „Conucla“. Aus dem Tagebuch einer Spitzbergenfahrt. (Verlag von Albert Langen in München.) Hanns Johst, der Dichter und Dramatiker, seiht uns in diesem Tagebuch seiner Reisen nach dem Reiche der Winternachtsonne, daß es nur den wenigen ganz Echten, wahrhaftig gegeben, die Dinge mit neuen Namen zu nennen. Eine Fahrt zum Nordkap, nach Spitzbergen an die Grenze des Boreales — ist schon oft geschildert worden. Aber so hat sie uns noch keiner miterleben lassen. Kein einziger abgegriffener Satz, alles farbige, originelle, ohne jede Originalitäts-halcherei und — das ist die Hauptsache, alles von einem innerlichen, einem zarten Seelenlichte her erleuchtet. Unfasslichen Zauber wirkt ein zartestes Erlebnis, die Liebesfreundschaft zu einem eigenartigen, schönen Mädchen über das Buch, fast wortlos, doch mit der Kraft leidenschaftlichen Er-fallens geschildert.

\* Rudolf G. Binding: „Aus dem Kriege“. Weg einer Wandlung. (Literarische Anstalt Rütten und Löning, Frankfurt a. M.) In diesen Briefen und Tagebuchblättern aus dem Kriege steht ein wahrhaftiger und unbedingter Mensch im tragischen Schicksal seiner Zeit und bekennt sich zu ihm als dem heutigen. Weder nimmt er es in gottgefälliger Ergebenheit hin, noch lehnt er sich in rebellischer Dornmacht dagegen auf. Es wurde Schicksal, also mußte es bezwungen werden. Aber der Sieg über das Geld wird nicht mit Waffen, sondern im inneren Kampf des Menschen mit sich selbst erfochten; wo alles zerstört wird, bleibt die eigene Wandlung unzerstörbar.

\* Handausgabe zum preussischen Stempelsteuergesetz vom 27. Oktober 1924. erläutert von Oberregierungsrat H. Weinbach. (Industrieverlag Spaeth und Linde, Berlin W. 10.) Das in der neuen Form in der Gesetzsammlung 1924 S. 627 veröffentlichte preussische Stempelsteuergesetz erscheint in einem völlig neuen Gewande. Das Bedürfnis nach einer Kommentierung des neuen Gesetzes ist bei dieser Sachlage ein unabweisbares. Der durch seinen Kommentar zum Kapitalverkehrssteuergesetz bekannte Verfasser hat es unternommen, eine erläuternde Handausgabe des Gesetzes herauszugeben, die Judikatur, Literatur sowie die Finanzministerialerlasse bis auf die neueste Zeit berücksichtigt.

\* Bela Belasz: „Der Phantasie-Reise-führer“. Das ist ein Baedeker der Seele für die Sommerfrische. (Paul Höltnay, Verlag, Wien.)

\* Privatunterricht in der Musik. Amtliche Bestimmungen, herausgegeben von L. Keitner. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Das Büchlein enthält die neuen allgemeinen Bestimmungen über die Erlaubnis zur Erteilung von Privatunterricht in der Musik; und die Ordnung für die Privatmusiklehrer-Prüfung nebst Ausführungsbestimmungen. Trotzdem gegen diese ministeriellen Bestimmungen aus den Kreisen praktischer Musiker von Ruf und Ansehen bereits ernste Bedenken geäußert sind, und trotzdem wohl auch anzunehmen ist, daß das an sich schätzbare Material noch eine gründliche Sichtung und gegebenenfalls mancher wichtige Nachtragsbestimmung erfahren wird, so möge sich doch jeder, der künftig in Preußen Privatunterricht erteilen will, mit den betreffenden Bestimmungen und Vorbedingungen vertraut machen.

\* Lach! Euch Laune. 1000 Witze von Ernst Barik. (Max Hesses Verlag, Berlin W. 15.) Das Buch enthält 1000 sprühende Witze und Anekdoten von bezwingender Fröhlichkeit. Der Autor hat es, wie er angibt, auf 20jährigen Berufsreisen an Stammtischen, im Eisenbahnabteil, auf Wandertouren, an Bord des Schiffes, im Kaffeehaus, auf Festlichkeiten, in den Garderoben der Kabarettis usw. erlaucht und zusammengetragen. Der Inhalt umfaßt das ganze Gebiet menschlicher Schwächen und Torheiten und wird immer und immer wieder Stunden herzerquickender Fröhlichkeit verschaffen.